

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 207.

Sonntag, 5. September.

1915.

(8. Fortsetzung.)

## Friedels Liebe.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Anny von Panhuys.

Jetzt übermannte ihn der Borne. Gut, wenn es ihr so eilte, von ihm loszukommen, er würde sie nicht halten. Er drehte an seinem Ring, der sehr fest saß und nicht so schnell abzuziehen war.

„Aber, Kinder, ich bitte euch, versöhnt euch, das Ganze ist doch schließlich nur ein Mißverständnis“, versuchte die Gräfin einen Einwurf.

Endlich nach vieler Anstrengung glitt der Ring vom Finger des jungen Offiziers. Ein alter Erbring mit dem Wappen der Sorhagen. Halslos und bestürzt schaute die Gräfin auf die beiden Menschenfinder, ohne zu wissen, was sie anfangen sollte, und der Oberst befand sich auf einer kleinen Dienststreife. Wenn der da gewesen, wäre es sicher nicht so weit gekommen, der hätte den Dickköpfen schon klar gemacht, was sich gehörte. Mit einem ordentlichen Donnerwetter wäre der dreingefahren, und das tat not. Ehe sie sich allerdings recht besann, was zu tun sei, machte die Komtesse der Situation ein Ende. „Du gestattest, Hans, daß ich mich jetzt zurückziehe“, sie nahm den Ring und versenkte ihn in ihre Tasche, „ich sagte vorhin, ich fühle mich schon beim Dennis nicht wohl, ich will mich niederlegen“, sie wandte sich zur Gräfin, „verzeih, Mamachen, den Kummer, den ich dir bereitete, es wird ja aber auch vorübergehen.“ Friedel verschwand. Draußen hörte man sie mit dem Dachshund reden. Fast minutenlang sahen sich Tante und Nefie an, ohne zu sprechen.

„Ich lasse meinen Ring noch hier.“ Hans schritt ein paarmal aufgeregt durch das Zimmer, „vielleicht überlegt sich Friedel ihren Entschluß.“

Die Gräfin zuckte die Achseln. „Zuweilen hat sie einen Eisenkopf“, sie schlug mit der Vorknetle unregelmäßige Rhythmen auf dem Tischchen, auf dem der Goldreif breit erglänzte, „aber ich hoffe, sie wird Vernunft annehmen.“

„Wenn Friedel mich geliebt hätte, wäre sie wohl weniger schnell entschlossen gewesen“, sagte Budenbach erregt, „und nur, weil sie zufällig meine Cousine ist, braucht sie mich nicht zu heiraten. Vor der Verlobung war Friedel ein netter Kerl, jetzt ist sie manchmal unausstehlich. Möglicherweise ist's wirklich ein Glück, wenn wir unsere Verlobung lösen. Zu einer richtigen Verstandeshehe passe ich nicht!“ Ihm schwebte eine zarte stiebliche Figur vor, ein süßes Gesicht ward rot unter seinen Blicken und sie trug Rosen an der Brust, Rosen von ihm.

„Adieu, Tante, ich werde an Friedel schreiben.“ Eilig grüßend verließ er den Raum.

Nun war er fort und Gräfin Sorhagen ärgerte sich, ihn nicht zurückgehalten zu haben. Die Verlobung durfte nicht auseinandergehen, erstens des Skandals wegen und zweitens der Aussteuer wegen, in die ja schon das Budenbachsche Wappen eingewebt wurde.

Die Gräfin sann und sann, doch alles Sinnen und Überlegen nützte nichts. Friedel erklärte rund heraus, sie wüßte, Hans wäre froh, von der übereilten Ver-

lobung frei zu sein und sie möchte ihm keine lästige Fessel werden.

Friedel Sorhagen sandte den Ring an Hans Budenbach, ehe der noch den versprochenen Brief geschrieben.

So gleichgültig war ich ihr, daß sie mich bei der ersten Gelegenheit wegwirft wie einen Überlästigen, dachte der Offizier erbittert, schließlich wären wir in unserer Ehe nicht mal gute Kameraden geblieben. Die dumme Verlobung zerstörte die famose Freundschaft. Schade, was war die Friedel früher als Kamerad für ein liebes Ding, und was für eine Langweilerin als Braut.

„Sie ist von Natur nun mal ein „Frosch“ und kann aus ihrer Haut nicht heraus“, sagte er laut und bestimmt, damit das Thema für sich gleichsam erledigend. Den Ring warf er in die versteckteste Schublade seines Schreibtisches.

Die Sommerreisen begannen. Noch einmal vereinigten die Junirennen auf dem grünen Rasen den größten Teil der tonangebenden Welt Frankfurts, dann wurden die Koffer gepackt und fort zog der Strom der Besizenden in Bäder und Kustkurorte. An die See oder ins Gebirge. In diesem Reisetraume schenkte man der gelösten Verlobung, die zu anderer Zeit wohl gehörig unter die Ruhe genommen worden wäre, keine sonderliche Aufmerksamkeit. Jeder hatte jetzt mit sich zu tun.

Hans Budenbach startete mit „Laußengel“ auf verschiedenen fremden Bahnen sehr erfolgreich und „Laußengel“ fing an, berühmt zu werden. Auch führte der junge Offizier noch einige andere Pferde zum Siege, die man seiner Steuerung übertrug.

Gräfin Sorhagen und Friedel befanden sich in Scheveningen. Dort war die schlanke, blasser Komtesse eine der vornehmsten, interessantesten Erscheinungen.

Mit Friedel hatte sich eine gewaltige Änderung vollzogen, das Edige, Alzujunge war von ihr gewichen. Weicher, mädchenhafter war die Figur und in dem fast zu schmalen Gesicht leuchteten die Augen größer, vertiefter.

„Früher warst du hübsch, jetzt bist du schön“, sagte einmal die Gräfin und sah ihr Kind aufmerksam an, „und Hans ist ein dummer Kerl, daß er dich so leichten Kaufes aufgab.“

„Ach, Mama, sprich nicht von ihm“, bat Friedel und redete von Kleidern und Fuß und Vergnügungen. Sie redete nur, um zu reden, um die Mütter abzulenken und ihre eigenen Gedanken gewaltsam auf andere Wege zu leiten. Die Gedanken, die ihr das Herz im Leibe gerissen, die Gedanken an Hans, die sie plagten und marterten, wo sie ging und stand. Immer sah sie ihn vor sich, immer, da kam das helle Glänzen in ihren Blick und die Sehnsucht raubte ihr Ruhe und Raft. Der fortwährende Zwang, sich zu verraten, formte auf ihre Lippen ein ständiges Nücheln. Das wuchs dort fest und die Gräfin freute sich darüber. Sie hielt ihr Kind für

vollkommen glücklich und ein Brief, den sie an ihre Schwester, Hans Budenbachs Mutter, schrieb, legte davon Zeugnis ab.

Der Brief traf gerade ein, als Hans mit seiner Mutter beim Frühstück saß; er weilte für ein paar Tage auf dem Gute Budenbach. Die Mutter gab ihm den Brief zum Lesen.

Er überflog die Zeilen. Der Brief lautete:

Liebe Sophie!

Wir befinden uns nun bereits über eine Woche in Scheveningen. Friedel tut die Luftveränderung außerordentlich gut. Ich amüsiere mich manchmal darüber, wie vergnügungssüchtig mein Mädel geworden ist. Sie legt jetzt großes Gewicht auf Kleidung und Aussehen und die schicke Modefrisur, die sie trägt, steht ihr ausgezeichnet. Früher hatte Friedel so etwas von einem Jungen, das mich manchmal cholierte, jetzt ist sie eine schöne, elegante Dame. Was mag aber diese Veränderung veranlaßt haben? Unter uns gesagt, glaube ich: die aufgehobene Verlobung! Friedel hat sich mit Hans verlobt, weil sie ihn gern mochte, ein schneidiger, flotter Mensch ist er ja und ein tüchtiger Reiter auch. Das letztere gab bei Friedel wohl den Ausschlag, sie liebt die Pferde und den Sport. Als Friedel dann einsah, daß sie für Liebe gehalten, was gar keinen Anspruch auf dieses Wort erheben darf, da litt sie natürlich darunter, denke ich mir, und benützte die Gelegenheit, von Hans loszukommen. Die Gelegenheit war allerdings ein bißchen an den Haaren herbeigezogen. Hans sandte einer Schauspielerin Blumen, das gehörte sich zwar nicht, aber es war auch nichts gar Schlimmes. Da Hans als aktiver Offizier an eine Heirat mit einer Schauspielerin natürlich nicht denken kann, war dieses Intermezzo mit den Blumen ebenfalls verzeihlich. Aber Hans hat Friedel auch nicht lieb gehabt, sonst könnte dieses Intermezzo nicht vorkommen. Die Schauspielerin ist sehr schön und man begreift, daß sie einem jungen Leutnant den Kopf verdrehen kann, aber Friedel ist jetzt viel, viel schöner. Man macht ihr tüchtig den Hof. Mit unseren Kindern, das war halt ein Quiproquo, so nennt wenigstens mein Mann diese kurze Verlobung, der, nebenbei bemerkt, ihre Lösung nicht so ernst auffaßte, wie ich glaubte. Unsere verwandtschaftlichen Beziehungen bleiben von diesem kleinen Zwischenfall unberührt, und sobald wir von Scheveningen zurück sind, werden wir Euch besuchen und Hans wird nach wie vor bei uns im Hause verkehren. Wir brechen dadurch allen etwaigen Klatschgerüchten die Spitze ab.

Es grüßt und umarmt Dich herzlichst

Deine Schwester.

M. S.

Von Friedel auch einen Gruß. Sie macht eine Segelpartie mit mehreren Damen und Herren. Ein reicher Jonkheer (uralter holländischer Adel), der bei Utrecht große Besitzungen haben soll, ist dabei. Der ist ganz vernarrt in Friedel und wächelt sich förmlich zu ihrem Schatten heraus.

Hans faltete den Brief zusammen und reichte ihn der Mutter, dann frühstückte er ruhig weiter.

„Nun, was meinst du zu dem Schreiben“, fragte Gräfin Budenbach.

Sie war äußerlich das Ebenbild ihrer Zwillingsschwester, der Gräfin Sorbagen, doch innerlich tiefer veranlagt, ein leiser Gang zur Schwärmerei wohnte in ihr.

„Um, Mutti“, Hans zuckte die Achseln, „was soll ich meinen, der Brief erzählt ja nur, daß die Verlobung 'ne Dummheit war, daß Friedel nach Beendigung der Dummheit ihr Leben genießt und daß ein neuer Freier auf dem Plan erschienen.“ Er stand auf.

„Nun muß ich aufbrechen, ich habe mich vorhin mit dem Verwalter verabredet, wir wollen zusammen einen Ritt durch die Felder machen. Das Getreide steht großartig, das gibt eine feine Ernte.“

„Ja, Hans, die Frucht ist in diesem Jahre gut geraten. Unser Besitz befindet sich überhaupt in tadellosem Zustande unter der vorzüglichen Aufsicht des Inspektors Böder.“

Hans äußerte, er sei derselben Ansicht und wollte mit leichtem Gruß das Zimmer verlassen, doch die Mutter bat ihn, noch einen Augenblick zu verweilen. Er ahnte, was nun kommen würde. Immer, wenn die Mutter den alten bewährten Inspektor lobte, begann sie ihn mit Bitten zu bestürmen, endlich den bunten Rock auszuziehen und sich um die Bewirtschaftung des Gutes zu kümmern. (Fortsetzung folgt.)

## 22 = Lese Frucht. = 22

Die Liebe stört als wie der Saß, das Gleichgewicht der Seele, doch die Welt stören sie beide nicht. Rückert.

### Kriegsleben.

(Originalbericht.)

— — — Bis jetzt ist noch alles gut gegangen. Wundere mich täglich darüber, daß wir durch das Artilleriefeuer fast keine Verluste haben. Unsere Stellung ist ja gut ausgebaut, und täglich wird noch daran gearbeitet, die Unterstände zum großen Teil granatensicher abzudecken; in den Gräben Kopfschutz und Granatlöcher, ebenso Traversen. Der Blick von unserer Hauptstellung über die Laufgräben und Sappen nach unserer vordersten Stellung ist interessant. Ein Labyrinth von Gräben, wer hier nicht Bescheid weiß, zudem in der Nacht, verläuft sich. Kannst Dir vorstellen, man wird nachts geweckt zum Ablösen, die Ablösung erfolgt alle zwei Stunden, man hängt sein Gewehr um, hat noch die Augen voll Schlaf und sucht dann seinen Weg, einer hinter dem anderen zu seinem Stand. Bei mond hellen Nächten widelt sich alles programmäßig ab, steht aber kein Stern am Himmel und das Auge sucht vergeblich die Finsternis zu durchdringen, ergeben sich manchmal Situationen, die einer gewissen Komik nicht entbehren. Zum Beispiel: Einige Posten, die vielleicht etwas früher abgelöst sind, kommen durch die Zickzackgräben, um ihren Unterstand zu erreichen, und zwar im Eiltempo, um die kurze Zeit zum Schlafen auszunutzen. Die Ablösung, noch etwas verschlafen, kommt ihnen entgegen. Ich muß hier, um keine falsche Schilderung zu geben, bemerken, daß die Ablösung, die ich hier meine, mit den Abgelösten, die hier durch den Graben kommen, nichts zu tun hat, denn es darf, wie bekannt, kein Soldat seinen Posten früher verlassen, als die Ablösung da ist. Man sieht keine Hand vor Augen. Jetzt kommt eine Ede. Ein unsanfter Zusammenstoß erfolgt. „Herrgottsfakament, wer ist denn das?“ „Du bei Tage uff, alt Rindvieh!“, erfolgt die gereizte Antwort. „Bist selbst aass“, die Entgegnung. Am Schluß lacht man darüber und weiter geht es, um dann glücklich, vielleicht mit verschundener Nase, seinen Posten zu erreichen. In den letzten Nächten beschießen die Franzosen genau um die Zeit der Ablösung unsere Gräben mit Schrapnells und Granaten, was auch nicht besonders angenehm ist. Unsere Artillerie und Minenwerfer, die schweren Minen sind über 2 Zentner schwer, bearbeiten die feindliche Stellung nach Noten, und so finden täglich Artilleriekämpfe statt. Zu Hause hat man in den meisten Fällen einen falschen Begriff von unserer Tätigkeit in den Vogesen, wie ich selbst in der Zeit meines Urlaubs feststellen konnte. Da heißt es: „Was schafft ihr eigentlich dort, ihr liegt nun schon so lange an einer Stelle und kommt nicht voran. Ihr habt wohl nichts zu tun; habt ihr überhaupt schon mal ein Gefecht gehabt?“ Und noch manche ähnliche Bemerkung muß sich der Krieger, der schon über ein Jahr seine Pflicht getan, ins Gesicht sagen lassen. Das mühte anders vorangehen. Wer den Verlauf der Operationen im Osten und an der Westfront von Anfang an verfolgt und einen Blick auf die Karte tut, wird keinem Krieger aus den Vogesen solche, ich will sagen, naive Fragen stellen. Alle Kämpfe in den Vogesen haben Opfer gekostet. Erwähne nur den Hartmannsweiler Kopf, Van de Caput usw. Kommt es bei uns zum Angriff, dann werden auch die Wessersüßler zu Hause am Wiertisch wieder mal über die in den Vogesen diskutierten können, denn der Spießbürger ist nur zufrieden, wenn er von erheblichen Verlusten, mit denen jeder Erfolg verbunden ist, reden kann. Mit diesem Nachsatz mißt der gute Mann, der dann

unseres pflichtbewußten Aushaltens an der Grenze immer noch seinen gewohnten Schoppen genehmigen darf. Gott sei Dank, daß dies nur Ausnahmen. Soeben wird uns bekannt, daß Kommo gefallen, 120 Geschütze. Wieder ein gewaltiger Schritt vorwärts. Auch unsere Stunde wird kommen, jetzt können wir nur Stellung halten. Das muß jedem vernünftig Denkenden klar sein. Wünsche nur jedem Kritikus, daß er mal einen halben Tag im Artilleriefeld aushalten müßte, dann würde ihm ein Licht aufgehen. Wir tun unsere Pflicht, und trotzdem kann man von jedem Urlauber, der aus der Heimat kommt, hören, welche falsche Vorstellungen über uns und unsere Tätigkeit man zu Hause hat. Selbstverständlich wird auch viel Blödsinn nach Hause geschrieben, und in diesen Fällen ist die Zensur ein Segen — — —

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

Eine Beerdigung im Feindesland. (Original.) Mith lächelte die Sonne eines Morgens über unser Quartier in einem französischen Dörfchen nordwestlich von P. Ich war gerade von meinem Strohlager aufgestanden und wollte bei der Feldküche Kaffee holen. Kameraden, welche über Nacht in der Stellung und soeben zurückgekehrt waren, brachten uns die traurige Nachricht von dem Tode zweier guter Kameraden. Der eine fiel durch eine feindliche Mine, der andere durch einen Gewehrschuß. Man hatte sie schon morgens gleich nach der Ablösung mit nach dem Dorfe gebracht, von wo aus sie mittags auf dem Friedhof beerdigt werden sollten. Unser Feldwebel beauftragte sofort zwei Schreiner unserer Kompagnie, Särge zu zimmern. Diese waren schnell hergestellt. Nachmittags zur festgesetzten Zeit trat die Kompagnie an, mit sämtlichen Offizieren an der Spitze. Sechzehn Mann wurden zum Tragen der Särge bestimmt. Man marschierte nun zur provisorisch eingerichteten Leichenhalle. Die Sargträger gingen hinein und die Kompagnie stellte sich in Linie in zwei Gliedern auf. In dem Augenblick, als die teuren Kameraden herausgetragen wurden, ließ unser Hauptmann die Kompagnie stillstehen und Augen rechts nehmen. Die Särge waren selbstverständlich keine feingehobelten und polierten, nein, einfache raube Bretter, wie uns das Lied erzählt von dem Wanderer an der Mühle. Alles war vor unseren Augen aber wunderschön, schöner als ein Leichenzug in den Städten unseres Vaterlandes. Einige Kameraden hatten Gfengirlanden um die Särge geschlungen und trugen Kränze, aus dem Laube des Waldes verfertigt. Unser Hauptmann trug einen Eichenlaubkranz. Der Divisionsgeistliche, welcher in dem nächsten Dorfe wohnte, war anwesend. Der Trauerzug setzte sich nun in Bewegung; ein Bild, rührend, wie ich es in meinem Leben noch nicht gesehen habe und auch vielleicht nicht mehr sehen werde. Langsam ging es durch die Straßen des Dorfes, wo Militärpersonen anderer Regimenter und Zivilpersonen Spalier bildeten. Alle legten einen tiefen Ausdruck der Trauer an den Tag. Einfach und schlicht, ohne Musik, ohne Glockengeläute, gaben alle den Gefallenen das letzte Geleit. Auf dem Friedhof segnete der Geistliche die Gräber und Särge, dann wurden sie der kühlen Erde übergeben. Nach einigen herzerregenden Worten des Feldgeistlichen entfernten sich Offiziere und Mannschaften wohl mit dem Gedanken: „Wer wird der nächste sein?“ Heute zeichnet die Stelle nur ein schlichtes Holzkreuz, wo ihre Leichname ruhen bis zum großen Friedenstag. Uns werden diese teuren Kameraden, welche für unsere heilige Sache gekämpft, um Thron und Altar zu schützen ihr Blut hingegeben haben, in steter Erinnerung bleiben. Kriegsfreiwilliger Pionier S. J. G r o m, zurzeit Kaiser-Wilhelms-Heim, Chausseehaus.

Wie der Feldsoldat sein Essen bekommt . . . Das ist doch sehr einfach, wird mancher beim Lesen dieser Zeilen sagen, da fährt eben die „Gulaschkanone“ an und die Mannschaften holen sich bei ihr oder aus ihr das Essen. Gewiß ist das sehr einfach, aber bis alles soweit ist, bedarf es großer Vorbereitungen und eines gewaltigen Verwaltungskörpers, dem die Nahrungsfürsorge für die im Felde stehenden Truppen obliegt. Unter der großen Bagage — endlose Wagenkolonnen, die den Truppen nachfahren in einem Abstand von 5 bis 10 Kilometern — kann man sich eigentlich in ihrer Gesamtheit ein großes Warenhaus vorstellen, in dem alles zu haben ist,

was der Soldat im Felde braucht. In der Hauptsache sind es natürlich Lebensmittel, die von der großen Bagage aus zunächst an den „Lebensmittelwagen“ abgegeben werden und von diesem wieder an den „Feldküchenwagen“, wie er sich bei jeder Kompagnie, Batterie und Eskadron befindet. Welche Lebensmittelmengen zu beschaffen sind, darüber kann man sich kaum ein Bild machen. Jeder Soldat — so entnehmen wir dem soeben erschienenen 19. Heft der Stuttgarter illustrierten Kriegsschronik „Der Krieg“ (Brandsche Verlags-handlung, Stuttgart) — soll tagaus, tagein 750 Gramm Brot, 575 Gramm Fleisch, 1500 Gramm Kartoffeln, 25 Gramm Salz, 25 Gramm Kaffee und 17 Gramm Zucker erhalten.

Chinesische Amazonen. Man rühmt den Söhnen des himmlischen Reiches im allgemeinen keine besonderen militärischen Fähigkeiten nach. Noch weniger wird man diese von den Töchtern dieses Landes erwarten, diesen geduldbigen und sanften Geschöpfen, die, wie eine von dort zurückgekehrte Europäerin berichtet, jahrhundertlang in frühesten Jugend als Ehe- oder Nebenfrau an Männer verkauft wurden, die sie nie gesehen hatten. Viele dieser Frauen wurden in den roten Hochzeitsmänteln dem Gatten ins Haus gebracht, dessen Schwelle sie erst wieder überschritten, wenn man sie zu Grabe trug. Des Lesens und Schreibens unkundig, aufgezogen im kraßesten Aberglauben, gewohnt von altersher als eine Art religiöser Überlieferung ihr Geschlecht lächerlich gemacht zu sehen, lebten sie in traurigster Abhängigkeit von ihrer Umgebung. Trotzdem stehen sie in dem Ruf, die energischsten Frauen in ganz Asien zu sein, und es ist bemerkenswert, daß sie in den letzten Jahrzehnten, bei den inneren Unruhen, die das alte Reich erschütterten, eine gewisse Rolle spielten. So wirkten sie nicht nur in den geheimen Gesellschaften mit, die seinerzeit an dem Sturze der Mandchu gearbeitet, sondern gründeten auch „zum Sterben bereite“ Verschwörungen, die heimlich Waffen und Munition von Japan nach Kanton schafften. Als später die Revolution ausbrach, verlangten sie neben den Männern ins Heer eingereiht zu werden. Und man kam ihrem Wunsche nach und bewaffnete sie, ließ sie von Berufssoldaten drillen und gab ihnen weibliche Offiziersbezeichnungen. Wie stark diese modernen Amazonenkorps gewesen, ist nicht genau festgestellt worden und auch über ihre militärischen Leistungen schwanken die Aussagen. Wenn man den poetischen Verherrlichungen ihrer Heldentaten glauben darf, steht ihre todesmüthige Bravour außer Zweifel, die auch in den bildlichen Darstellungen ihrer Tapferkeit zum Ausdruck kommt, auf denen die weiblichen Soldaten mit fliegenden Fahnen und gezückten Schwertern als erste gegen die feindlichen Stellungen stürmen. M. Z.

Einfach-schlichte Modeneuheiten zur Ergänzung der hier und da vielleicht schon etwas verbrauchten und erneuerungsbedürftigen Sommerkleidung sind erschienen und werden sicherlich nicht lange auf Anerkennung seitens des schönen Geschlechtes zu warten haben. Da ist zunächst eine kurze Uhrkette zu nennen, die dem Zuge nach Einfachheit auch in der Form des Schmuckes Rechnung tragen will und wird. Ähnlich der kurzen Herrenuhrkette, nur aus einem etwa frannlangem, fingerbreitem, starkem Seidenripsband in beliebiger Farbe stehend, hält sie an einem Ende die Uhr und trägt am anderen irgendein Fikat, eine längliche Perle oder eine Metallfranse. Auch die kurzen Gliederketten, nur im Gürtel zu tragen, ebenfalls mit Anhänger, die vor 20–25 Jahren die Vorgänger unserer langen Halsuhrketten gewesen, kommen wieder zu Ehren und gelten jetzt als hochmoderne, dabei anspruchslose Pierstüde der Frauenkleidung. Selbst die zierlich geflochtene Haarlette vergangener Zeiten, nur mit einfachem Goldschieber gehalten, taucht hier und da auf und wird sicher die lange, oft etwas prahlerisch wirkende goldene Halsuhrkette in einer Zeit verdrängen helfen, die allem Prunkenden durchaus abhold ist. Als Vervollständigung einfacher Gewandung, namentlich der schlichten Bluse, sind duftige Halsrüschen aus Tüll bestimmt. Weiß oder schwarz gehalten, in Toll- oder Plisseefalten gelegt, zeigen sie vorzüglich absteckende Ränder von schmalen Seiden-, Nips- oder Samtbändchen und dazu passende Seidenschleife oder -blüte, die seitlich links gleichsam den Schluß bilden. Rüschen, die nur offen getragen werden, enden entweder in langen Seidenbandmaschen oder zierlich gefraustem Tüllspitzenenden, zwischen deren duftigen Falten vereinzelte gleichfarbige Perlschnüre diskret herabhängen — das Ganze von geschickten Händen leicht selbst hergestellt. S. v. St.

# Schach

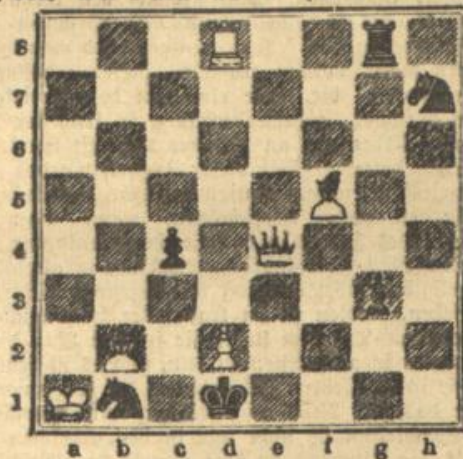
Alle die Schachbezüge betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.  
Organ des Schachvereins Wiesbaden.  
Redigiert von H. Diefachsch.

Wiesbadener Schachverein, Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maidaner in der Marktstrasse.  
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 5. September 1915.

Aufgaben.

Nr. 364. Dr. Palkowska. (M. Neuest. Nachr.)



Matt in 3 Zügen.

Partie 141. (Sizilianisch.)

Gespielt zu Wien am 14. Mai 1914.

Weiß: Capablanca.

Schwarz: Dr. Tartakower.

|             |        |                          |         |
|-------------|--------|--------------------------|---------|
| 1. e2—e4    | e7—c5  | 20. b2—b4                | Lb5—b6  |
| 2. Sg1—f3   | e7—e6  | 21. Lc1—b2               | Th8—d8  |
| 3. d2—d4    | c5×d4  | 22. Tc1—e2               | a6—a5!  |
| 4. Sf3×d4   | a7—a6  | 23. Ta1—e1 <sup>1)</sup> | a5×b5   |
| 5. Lf1—d3   | Sg8—f6 | 24. Lc2—b3               | b4×c3   |
| 6. 0—0      | d7—d5  | 25. Lb2×c3†              | Lb6—d4  |
| 7. e4×d5    | Sf6×d5 | 26. Lc3×d4†              | Td8×d4  |
| 8. c2—c3    | Lf8—c5 | 27. Lb3×e6               | Td4—d6  |
| 9. Sd4—f3   | Sb8—d7 | 28. Le6—b3               | Lc8—d7  |
| 10. Sb1—d2  | Sd7—f6 | 29. Te2—e7               | Kf6—g6  |
| 11. Sd2—e4  | Sf6×e4 | 30. h2—h3 <sup>2)</sup>  | T a8—f8 |
| 12. Ld3×e4  | Sd5—f6 | 31. Te1—e2               | h6—h5   |
| 13. Dd1×d8† | Ke8×d8 | 32. Lb3—c2               | g5—g4   |
| 14. Le4—c2  | Kd8—e7 | 33. Kg1—h2               | Tf8—c8  |
| 15. Sf3—g5  | h7—h6  | 34. Lc2—b3               | Tc8—f8  |
| 16. Sg5—e4  | Sf6×e4 | 35. Lb3—c2               | Tf8—c8  |
| 17. Lc2×e4  | f7—f6  | 36. Lc2—b3               | Tc8—f8  |
| 18. Le1—c2  | g7—g5  | 37. Lb5—c2 <sup>3)</sup> | Tf8—c8  |
| 19. Tf1—e1  | Ke7—f6 |                          |         |

Als remis abgebrochen.

<sup>1)</sup> Ich glaubte, mit diesem Zuge einen hinreichenden Vorteil zu erlangen, und vielleicht war dies auch der Fall, aber jedenfalls erscheint a2—a4 besser. — <sup>2)</sup> Mit 30. Lb3×f7 hätte Weiß den Gegner in die Gefahr bringen können, sich zu irren und die Partie zu verlieren, aber bei richtigem Spiel war die Partie remis, z. B. 30. Lb3—f7† Kg6—f6 31. Lf7—h5 Ld7—e6! (am besten), denn wenn g5—g4, so h2—h4! g4×h3† f2—f4! und Schwarz kann nicht Ld7—e6 spielen wegen Te1×e6† nebst Te7—f7 matt. — <sup>3)</sup> Gefährlich wäre 37. Lb3—e6 wegen 37. . . . Ld7—c6 38. Te7—c7, f5—f4 (alle anderen Züge lassen Weiß im Vorteil) und es ist schwer, sich gegen die Drohungen von Schwarz zu verteidigen, wie Lc6—g2 usw.

(Anm. von Capablanca.)

Auflösungen.

Nr. 360 (Vier Züge). 1. Tf1, Kb4, b5 2. Tb1, 3. Sa4+; 1. . . . Kd5 2. Tf5+, Ke6 3. Te5+; 1. . . . 2. Tb1, Kd5 3. Lf6+; 2. . . . 3. Sa4+.

Nr. 361 (2 Züge). 1. Da7.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Wdw., J. B., K. L. und R. Kl. in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda.

# Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Schleberätsel.

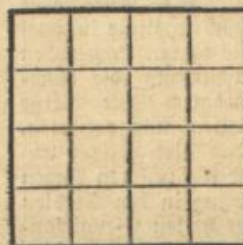
Einsiedler  
Strohkorb  
Scharnhorst  
Korallen  
Arminius  
Leinwand  
Orlando

Die nebenstehenden Wörter sind ohne Aenderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung so untereinander zu setzen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen ein feindliches Land und dessen leitenden Staatsmann bezeichnen.

Anagramm.

Die Gläubigen in der Kirche  
Erfreuen sich daran.  
Versteht die Zeichen, sieht man  
Es als Verräter an.

Quadraträtsel.



1. fällt und schmückt.
2. fließt.
3. stetzt und fliegt.
4. wird gefeiert.

In die Felder vorstehenden Quadrates sind die Buchstaben BB, EEEE, FF, III, L, R, SS, T derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen gleichlautend mit den senkrechten sind und Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden.

Charade.

So lang es Völker gibt, ist auch  
Das erste angestammter Brauch.  
Das zweite ist an Fluß und Meer,  
Das dritte zählt, auch kann man's geben.  
Wennjetzt ein Herz ist bang und schwer,  
So wird das Ganze es erheben.

Pyramide.



- Vokal.  
Empfindungswort.  
Temperaturbezeichnung.  
Römische Göttin.  
Stimmungsausdruck.  
Truppengattung.

Von der Spitze beginnend ist jede weitere Reihe immer durch Hinzufügung eines neuen Buchstabens unter beliebiger Stellung der übrigen Buchstaben zu bilden.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 401.

Bilderrätsel: Bargeld lacht. — Gruppenrätsel: Notenwechsel zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Anagramm: Nubier — Rubino.

# Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freibeilage  
des Wiesbadener Tagblatts



15. Jahrgang 1915. 

No. 18.

## Die wunderbare Errettung des Gefreiten Michael Huberle.

Von Kurt Rübner.

(Nachdruck verboten.)

**D**ie Geschichte von der wunderbaren Errettung meines Freundes, des Gefreiten Michael Huberle, die ich hier erzählen will, klingt ein wenig unglaublich. Ich bin sogar darauf gefaßt, daß es manchen geben wird, der es sich am Schluß energisch verbittet, mit solchen Märchen belästigt zu werden. Aber ganz abgesehen davon, daß sich diese Geschichte nach durchaus gültigen physikalischen Gesetzen abspielt, bitte ich doch, freundlichst zu bedenken, daß in dem uferlosen Gewoge der Kriegsergebnisse sich Tag um Tag die allermerkwürdigsten, unerwartetsten und verblüffendsten Geschehnisse vollziehen, und daß der einzelne Dinge erlebt, von denen er im beschaulichen Frieden nicht zu träumen wagte. Und endlich soll man sich vorhalten, daß die Launen des Schicksals, die guten und die bösen, Wendungen hervorzaubern können, weit überraschender, als sie die begrenzte Phantasie des menschlichen Gehirns zu ersinnen vermag. Kurzum . . . das Abenteuerliche und alle Verwogenheiten des Zufalls sind wieder in die Welt eingezogen und was oft wie eine lustig erfundene Münchhausenade klingt, ist nichts weiter als ein ganz natürliches Bruchstückchen des ungeheuerlich verzweigten und scheinbar verwirrten kriegerischen Lebens.

Und auf die Gefahr hin, daß nach dieser etwas hochfahrenden Einleitung meine Geschichte unbedeutend erscheint, will ich nun von den Taten der wunderbaren Errettung des Gefreiten Michael Huberle aus den Händen der Franzosen erzählen.

Michael Huberle war Gefreiter in der 5. Kompanie eines Jägerbataillons, das in vorgeschobener Stellung im wunderbaren Hügelland der Champagne dicht vorm Feinde lag. Es war die Zeit, wo der Herbst alles Land mit flammendem Rot und bräunem Gold und herrlich flackerndem Gelb verschwenderisch überschüttete, eine Zeit, in der man mit glühend genießenden Augen durch den prangenden Farbenjubiläum der Natur hätte schreiten können, wenn nicht die heulenden Schrapnells und die krachenden Granaten und die hunderttausend Gewehrschüsse alle Freude der Seele in Angst und Todesnot gewandelt hätten. Zerwühlt war alles Ackerland, zerknickt die Weinreben auf den Hügeln, verängstet und verzweifelt hockten die Bauern in den Kellern ihrer zerschossenen Häuser und viele hundert Schützengräben fürchten sich durch Acker und Wiesen.

Schon viele Wochen lang lagen Deutsche und Franzosen einander gegenüber. Die Artillerie brüllte, das Gewehrfeuer bellte, aber Feind und Freund blieben in

den Gräben und hinter den gedeckten Stellungen und es kam zu keinem Angriff.

Eines Tages beim Appell früh am Morgen . . . die Sonne schien so fröhlich, als sei der köstlichste Friede in der Welt . . . trat der Hauptmann vor seine 5. Kompanie. Freiwillige sollten vor. Die Batterien der Franzosen waren so gut verdeckt und so unauffindbar eingebaut, daß die Stellungen von einem kühnen Jäger erkundet werden sollten. Es war ein gefährliches Ding.

Viele traten vor, aber der Gefreite Michael Huberle war der erste, der vor dem Hauptmann stand.

Mit pfiffigem Lächeln machte sich Michael Huberle an die Vorbereitungen zu seinem Spaziergang ins feindliche Lager. Er verschwand in ein Bauernhaus und als er nach einer halben Stunde aus der Stalltür wieder heraus kam, erkannten ihn die Kameraden nicht. Denn aus Michael Huberle war ein altes, verhußeltes, vornüber gebeugtes französisches Bauernweib geworden, in ausgefranztem roten Rock und schwarzem Kragenmantel mit Kapuze, mit verbläuten roten Moosröschen bedruckt, alles von ehrwürdigem Alter und sehr zweifelhafter Sauberkeit. In der rechten Hand hielt Michael Huberle einen Stock und mit der linken führte er an einer kurzen Leine eine Kuh, eine entsehrlich abgemagerte, aus traurigen Augen blöde starrende Kuh, der die rotbunte Haut schlaff auf den Knochen lag. Es war ein erbarmungswürdiger Anblick, lächerlich und tragisch zugleich. Das alte Weiblein war unglaublich echt, bis auf die Falten des schmerzlich und jammervoll verzogenen Gesichts, bis auf das quäkende und gequetschte Französisch . . . verblüffend genau die Stimme eines traurigen, verstörten, einfältigen alten Weibes. Und wenn einer in der Kompanie war, der es noch nicht wußte . . . nun sah er es mit leibhaftigen Augen, daß Michael Huberle im Privatberuf ein fabelhafter Schauspieler war. Von irgend einem kleinen, versteckten Provinztheater freilich nur, aber doch ein verblüffendes Talent. Und es erwies sich hier wiederum, daß kein Talent für den Krieg ungenützt zu bleiben braucht.

„Kerl! Mensch! Huberle!“ schrie der Feldwebel, nachdem Huberle sich zu erkennen gegeben hatte. „So wollen Sie los? Ohne Waffen? Himmel Herrgott!“

Huberle lächelte und schob einen Schütz an der Seite des roten Rockes auseinander. Da blitzte weiß und blank das Seitengewehr.

„Na dann in Gottes Namen!“

Michael Huberle, das verhußelte alte Franzosenweiblein mit der mageren Kuh an der Seite, zog los.

Auf weiten Umwegen, da er die Gräben der Infanterie nach Möglichkeit umgehen wollte, schob er sich langsam an die feindlichen Stellungen heran. Es dauerte nicht lange, da wurde er von einer französischen Patronille, die mit den Köpfen aus dem Ende eines Grabens hervorlugte, angerufen. Es waren 5 oder 6 Mann. Uner-schrocken ging Huberle auf die Franzosen los, zog die widerstrebende Kuh hinter sich her, schwachte schon von weitem allerlei jammervolles Zeug und zeigte greinend auf das magere Vieh. „Ach, die Preußen! Ach, die Bar-baren! Der Mann als Franktireur totgeschossen, Hab und Gut verbrannt, selber halb tot geprügelt, nur die Kuh, die war übrig geblieben, zwei Eiter Milch gab das alte Vieh nur noch täglich. Ach, der Jammer! Und das alte Weiblein heulte und schluchzte so erbarmungs-würdig, daß den mitleidigen Franzosen das Herz unterm blauen Soldatenrock schmolz, und Huberle hörte einen von ihnen, einen zarten kleinen Kerl mit einem blassen feinen Mädchengesicht, noch weinen, als er schon längst weitertrrottete und sich heimlich grinsend nach den feind-lichen Stellungen umsah. Die Sonne stürzte golden vom Himmel, in herrlicher Klarheit lag das schöne Land . . . Teufel auch, wenn es bei solchem Wetter nicht gelang, die Batteriestellungen der Franzosen bis ins Kleinste zu erkunden. Und wer sollte einem verhungerten alten Weiblein und einer zähen Knochenkuh, deren dicke Augen in trauriger Sanftmut glänzten, etwas zu Leide tun?

Mit einem Male, Huberle war längst hinter den französischen Infanteriegräben, tauchte ein ganzes Rudel roter Hosen vor ihm auf. Lachend und durcheinander-schwachend umringten sie ihn und klopfen wohlwollend auf die knöchigen Hinterviertel der Kuh.

„Hallo, Großmutter, was für eine herrliche Kuh! Der haben wohl die verdammten Boches Milch und Blut zugleich abgezapft!“

„Ach, das ist was für unsern Suppentessel! Aber ehe das Fleisch gar ist, ist der ganze Krieg aus!“

„Oder ist die Kuh für Monsieur Joffre bestimmt? Der hat genug zu kauen, Großmutter!“

Und sie hielten sich die Seiten vor Lachen. Das Weiblein greinte und erzählte aufs Neue die wehleidige Geschichte und dabei wanderten die Augen umher, so flink sie konnten. Da war ja, wundervoll und geradezu künstlerisch mit Tannenzweigen und Birkengeästern ein-gedeckt, eine dieser verfluchten Batterien, die ihre glühenden Eisenwalzen so unauffindbar und so verderblich zu den Deutschen hinüberschickten.

„Zähes Fleisch ist besser als gar kein Fleisch!“ schrie ein junger Kanonier und riß heftig am Strick. „Gib deine alte Kuh her, du alte Kuh!“

Wieherndes Gelächter stob zum Himmel.

Lachend lief der Kanonier mit der Kuh davon. Die andern rannten ihm nach. Einer stieß mit dem Fuß nach den Schenkeln des Tieres, so heftig, daß die Kuh vor Schmerz aufbrüllte und mit den Hinterbeinen hoch in die Luft schlug. Inzwischen notierte das laut heulende Weiblein unter dem Tuch, mit dem sie die Tränen abwischte, die Stellung der Batterie. Dann lief sie eilig hinter den Soldaten her, flehte und schluchzte und bat bei allen Heiligen, ihr doch nicht die Kuh zu rauben, den armseligen Rest ihrer ganzen Habe. O, die verdammten Preußen . . . die Barbaren . . . die Boches . . . sie hatten alles verbrannt, zerschlagen, ge-tötet . . . nur die Kuh . . . die alte Kuh!

Aber die Franzosen hatten ihre Freude an der alten Kuh und an der Frau, die so gottsjämmerlich heulte. Das mußten sie alle sehen, die Leute an den Geschützen hinter den kunstvoll hergerichteten Laubvorhängen. Und so kam die Alte, das das Herz vor Freude im Leibe hüpfte, von Batterie zu batterie und fand Zeit genug, unbemerkt die Stellungen einzuzichnen.

Und schließlich gab man ihr die Kuh, der die Junge weit aus dem Maule hing und deren verquollene Augen

vor Angst und Blödigkeit triefen, zurück und trieb sie beide lachend davon.

„Lauf hin, Großmutter . . . zapf dir selber die Milch ab und koch dir selber ein Süppchen auf die alten Knochen!“

Da aber schrie plötzlich einer der Franzosen so laut und hell, daß es wie ein Blitz durch die Luft fuhr:

„Spion! Spion!“

Das alte Mütterlein, sie stand gerade vor einer schmalen Kate mit flachem Dach, drehte sich um und starrte entsetzt, mit weit aufgerissenen Augen vor sich hin.

Da lag, zwei Meter entfernt, blühend in der herr-lichen Sonne, das blankte, deutsche Seitengewehr, das sich vom Riemen gelöst hatte, auf dem grünen Boden und funkelte und lachte und versprühte weiße Blitze. Der Franzose hatte das Messer aus dem Kleiderschitz fallen sehen . . . kein Zweifel.

„Spion! Spion!“

Schreiend, durcheinanderlärmend wie ein Rudel Späßen, die Fäuste erhoben, einer das blankte Seiten-gewehr bedrohlich schwingend, umringten die Franzosen den armen Michael Huberle, der vor Schreck so völlig aus der Rolle gefallen war, daß er sein Weibtum ver-gaß und den Feinden mit seinem gewaltigsten Organ auf deutsch entgegenbrüllte:

„Was wollt ihr!? He, was wollt ihr denn, ihr Hunde, ihr Feiglinge!“

Drohend schüttelte er die Faust, die den Strick hielt. Die Kuh stand mit gesenktem Kopf und ließ die Kata-strophe ergeben über sich ergehen.

Michael Huberle gab sich verloren. Sieben, acht Franzosen gegen einen wehrlosen Deutschen . . . das war zu viel. Wütend rissen die Kerls an Rock und Kragenmantel und Kapuze, zerrten an seinen Armen und fauchten und bellten ihn wie verrückt an:

„Spion! Spion! Elender Spion!“

Wie Geschrei von hundert wütenden Krähen häckte es auf ihn nieder.

Da geschah das Unerwartete, Ungeheuerliche, Un-faßliche.

Ein Heulen kam von fernher, anschwellend wie grimmes Windwüten . . . eine Granate flog von den Deutschen herüber, unbarmherzig näherkommend wie ein hungriger Geier. Die Luft bebte und ächzte . . . es war unverkennbar: die jaulende, schredliche Eisenwalze hatte es auf den Michael Huberle, die alte Kuh und die roten Hosen abgesehen.

Die Franzosen schauten erschrocken auf, schrien und warfen sich auf die Erde. Die magere Kuh hob schwer-fällig den Kopf, streckte den Hals und brüllte ihre jammer-volle Angst in die aufgestörte Atmosphäre. Michael Huberle stand in Schreck erstarrt und sah die Bilder seines Lebens, die guten und die schlimmen, in atem-losem Wirbel vor seiner dem Tod verkauften Seele vor-überstieben . . . wie das immer ist, wenn die erschrockene Seele weiß, in zwei Sekunden kommt das bittere Ende.

Michael Huberle sah noch, wie die Granate auf die Erde schlug, wie eine Wolke von Steinen, Eisenhagel und Dampf aus der Erde wie aus einem Höllenkrater herausbrach und sich vor die goldene Sonne legte, dann spürte er einen gewaltigen Schlag vor die Stirn . . . und dann war alles schwarz und still.

Als er nach ein paar Minuten die Augen wieder aufmachte, saß er auf einem Misthaufen jenseits der Kate, in zerlegten Weiberkleidern, einen abgerissenen Strick in der Hand. Aus dem rechten Arm blutete es ein wenig, am linken Oberschenkel spürte er einen dumpfen Schmerz wie von einer Quetschung . . . weiter war ihm nichts geschehen. Der ungeheure Eufidrud der geplatzen Granate hatte ihn hochgehoben, wie einen Federball über das Dach der Kate getragen und sorgsam auf den weichen Misthaufen niedergesetzt.

Und auf der anderen Seite lagen die Franzosen und die Kuh, alles still und tot.

Michael Huberle überlegte den sonderbaren Fall nicht lange, sondern machte, daß er davon kam. Die feindlichen Batterien waren erkundet und eingezeichnet und noch am selben Tage brachten die deutschen Geschütze eine Stellung nach der andern zum Schweigen. Und der Gefreite Michael Huberle wurde Unteroffizier und erhielt das Eiserne Kreuz.

Wenn er aber die Geschichte seiner wunderbaren Errettung aus den Händen der Franzosen erzählt, dann

sieht er bei sämtlichen Leuten der 5. Kompanie nur lachende Gesichter. Sie alle halten die Erzählung von dem unfreiwilligen Hopser über die Kate für einen großartigen Schwindel.

Aber ich weiß, daß Michael Huberle ein wahrheitsliebender Mensch ist, weiß ferner, daß die Launen des Schicksals unberechenbar sind in Güte und Zorn... warum sollte ich meinem Freunde Michael Huberle nicht glauben?

## Theodor Fontane als Geschichtsschreiber der deutschen Kriege

Von Dr. Paul Landau.

(Nachdruck verboten.)

Theodor Fontane nimmt heute, 16 Jahre nach seinem Tode, bereits einen ersten Rang unter den deutschen Dichtern ein; er, der so wenig „Sinn für Feierlichkeit“ hatte, ist „klassisch“ geworden, und jede Äußerung seiner wundervollen Persönlichkeit dünkt uns der Aufbewahrung, des Studiums würdig. Zahlreiche Sammlungen seiner Briefe sind erschienen, die uns den einzigartigen Menschen und köstlichen Plauderer in voller Unmittelbarkeit enthüllen; seine Theaterkritiken wurden als Buch herausgegeben und einzelne Aufsätze veröffentlicht, die ihn als Journalisten im edelsten Sinne des Wortes erkennen lassen. Bei Beginn des Krieges hat man sich auch sogleich seiner prächtigen persönlichen Erlebnisse aus dem deutsch-französischen Kriege erinnert, die er in den beiden Büchern „Kriegsgefangen-Erlebtes 1870“ und „Aus den Tagen der Okkupation. Eine Osterreise durch Nordfrankreich und Elsass-Lothringen 1871“ geschildert, und sie in neuen Ausgaben herausgebracht. Merkwürdigerweise aber sind die drei großen umfangreichen geschichtlichen Werke dieses Meisters historischer Darstellung, die er den Kriegen von 1864, 1866 und 1870/71 gewidmet hat, beim Publikum so ziemlich in Vergessenheit geraten und auch von der Forschung, die sich sonst so eifrig mit Fontane beschäftigt, wenig beachtet worden. Sie haben seit ihrem Erscheinen kurz nach den großen Ereignissen, wo sie viel Beifall fanden und auch neu gedruckt wurden, keine weiteren Auflagen mehr erlebt und sind heute von Bücherfreunden sehr gesucht, der Allgemeinheit aber schwer zugänglich. Die Werke über die Kriege von 1864 und 1866 sind sogar literarische Seltenheiten, weil sie von dem trefflichen, Menzel nahestehenden, aber ihn freilich nicht erreichenden Ludwig Burger reich illustriert sind. Doch nicht nur um der Bilder willen sind Fontanes Kriegsbilder wertvoll; sie sind es als Arbeiten eines ausgezeichneten Meisters der deutschen Prosa, der viele lange Jahre seines Lebens an die Schilderung dieser von ihm miterlebten, ihm im Innersten erregenden Geschehnisse gewandt hat, der in manchen Partien den Stil seiner besten Schöpfungen erreichte und zugleich echte Volksbücher und wissenschaftlich gehaltvolle Leistungen hervorbrachte. Wir können uns nur wünschen, daß der große Krieg einen ähnlichen Darsteller in einem unserer besten Dichter fände, und wollen gerade jetzt auf den unvergänglichen Wert dieser Bücher hinweisen, die wohl auch, wenigstens im Auszug, einen Platz in Fontanes „Gesammelten Werken“ verdienen.

Fontane ist, obwohl er als Einjähriger bei den „Franzern“ gedient hat und 1848 mit einem kleinen Theatergewehr auf die Barricade zog, nie ein rechter Soldat gewesen. Aber der rechte Sinn für das Militärische und das Preussische, der steckte ihm im Blute. Der „alte Fritz“ ist stets sein Lieblingsheld gewesen, und als sein „Erstlingswerk“, die früheste seiner „Wanderungen durch die Mark“, bezeichnet er selbst einen Schüleraufsatz „Auf dem Schlachtfelde von Groß-Beer“. Der innere Drang, der den Untertertianer auf der Suche nach einem, „selbstzuwählenden Aufsathtema“, an jenem Sonnabend-Nach-

mittag auf die nahe Walstatt der Befreiungskriege lockte, ist derselbe geblieben, der den reitenden Mann auf die Schauplätze der großen Kriege führte. Der rastlose Wanderer mit dem wundervollen Blick für das Schöne der Landschaft, für das Charakteristische und das Dichterische der Lokalgeschichte, der nicht nur die romantischen Wunder des schottischen Hochlandes erkannte, sondern auch die lange verachteten Reize seiner märkischen Heimat entdeckte, war zugleich der „klassische Schlachtenbummler“, der einem denkwürdigen Gelände seine strategischen Schicksale gleichsam von der Stirn abzulesen verstand. Als er daher von dem Oberhofbuchhändler R. von Decker den Auftrag erhielt, eine Geschichte des Krieges von 1864 zu verfassen, stand es ihm von vornherein fest: „Das Büchermachen aus Büchern ist nicht meine Sache.“ Eine Reise nach den Kriegsschauplätzen, eigene Anschauung und eigenes Erleben dünkte ihm unbedingt notwendig, und so ist er denn im September 1864 in Düppel und Alsen und bis tief hinein nach Dänemark gewesen, hat 1866 die Schlachtfelder in Böhmen, in West- und Mitteldeutschland besucht, und als er im Oktober 1870 auf einer neuen Studienreise, durch seine Vorliebe für die Jungfrau von Orleans nach Domremy gelockt, dort von Franktireurs aufgegriffen und zwei Monate Kriegsgefangen in Frankreich gehalten worden war, fuhr er Ostern 1871 „trotz alledem“ wieder zum Besuch der bedeutendsten Walstätten ab. „Da es nicht Marotte, sondern Metier gewesen war“, schreibt er, „was mich im Monat Oktober in Feindesland geführt hatte, da der vernünftige Zweck von damals unabgeschwächt und unverändert fortbestand, so blieb mir keine Wahl — ich mußte es eben wagen. Nicht bloß der Soldat steht auf seinem Posten.“

Fontane hat die günstige Gelegenheit, die ihm das sofortige Nachforschen an Ort und Stelle bot, vortrefflich ausgenutzt. Er macht sich die lebendige Überlieferung zu eigen, erschaut mit seinem Dichtergeiste Nahes und Fernes. In Münchengrätz z. B. interessiert ihn ebenso wie der Anmarsch der Armee des Prinzen Karl die Frage: „Wo ruht Wallenstein?“ Einen Einblick in seine Werkstatt gewähren die persönlichen und zwangloser gehaltenen Aufzeichnungen in „Kriegsgefangen“ und „Aus den Tagen der Okkupation“; es sind Vorstudien zu dem großen Werk, in denen noch der Plauderton seiner Familienbriefe hindurchschimmert und das reizende Arabeskenwerk der Nebenbemerkungen und Randzeichnungen wuchert, die dann zu Gunsten seiner objektiven Darstellung stark beschnitten wurden. Die geniale Erfassung des französischen Volkscharakters, die dem psychologischen Scharfblick des Dichters aus seinen zufälligen Beobachtungen in dem ersten Buche gelang, ist der Kriegsgeschichte ebenso zugute gekommen wie die Vertiefungen in die Geschichte und Kunst der einzelnen Orte und in die geringfügigsten Einzelheiten der strategischen Ereignisse, aus der das zweite Buch entstand. Aber wenn auch in den rein historischen Werken die intimeren und mehr novellistischen Züge zurückgedrängt sind, so wird die Darstellung doch auch hier trotz manchen Zugeständnisses an die deutsche Wissenschaft, wie Auf-

zählung der einzelnen Korps, strategischer Schemata, genauer Erläuterung der Karten, nie trocken, behält vielmehr den Zauber des Fontane eigentümlichen Stils. Stets hat der Verehrer und Virtuose der Anekdote einen bezeichnenden Zug, eine menschlich rührende Szene, eine feinsinnige Beobachtung bereit, die er in den Gang der Schilderung verflacht oder in einer Anmerkung unterbringt. Unermüdlich hat er gesammelt, Zeitungsberichte und Feldpostbriefe, Soldatenlieder und Annoncen, die ganze deutsche und fremde Literatur. Sein ausgedehnter Bekanntenkreis liefert ihm unschätzbaren und nur durch ihn geretteten Stoff. Hier bringt ihm sein Lebensfreund v. Epel ein Kriegstagebuch, da macht ihm sein Tunnelgenosse Schneider, der Vorleser des alten Kaisers, über etwas genaue Mitteilung aus persönlicher Erfahrung. Bald verfolgt er die Entstehung einer Sage an Ort und Stelle und übt scharfe Kritik, dann wendet er sich zur Erledigung einer Streitfrage an den Helden des Vorfalles selbst, der allein sichere Auskunft geben kann. Das Verzeichnis der benutzten gedruckten Literatur für den Krieg von 1870 umfaßt vier enggedruckte Seiten, das ganze Werk hat gegen 1900 Seiten. Fontane durfte sich wohl seines Fleißes rühmen; er setzte den hingebendsten Eifer an diese „bestellte Brotarbeit“ und dachte durchaus nicht gering von ihrem Wert. Er klagt wohl über das „entsetzlich viele Material“ und wünscht sich Stimmung und Kraft, damit es ihm glücke. An dem Buch über 1866 arbeitet er vom Beginn des Krieges bis zum Mai 1869, wo er dann „zu seiner Erholung“ den dritten Band der „Wanderungen“ anfängt. Tief gekränkt ist er, als sein Kollege Dr. Bentner das Werk wenig beachtet, und er schreibt an seine Frau: „Er muß wissen, daß ich 3½ beste Lebensjahre Tag und Nacht an diese Arbeit gesetzt habe, und ich meine, daß er in dem Moment, wo er das Buch auf seinem Tisch liegen sah, an mich herantreten und mir sagen mußte: „Ich freue mich, dies Buch in den Händen zu halten.“

Leider ist die Zahl derer, die den bedeutenden Gehalt dieser „populären Darstellungen“ nicht erkannten, auch weiter groß gewesen, und nur wenigen kamen sie, wie dem Geheimrat v. Mühler, „wie vom Himmel geschickt.“ Auch die Militärschriftsteller haben sich nicht viel um den „Dilettanten“ gekümmert und den wissenschaftlichen Wert seiner Kriegsbücher selten anerkannt. Deshalb sei hier das Urteil eines Berufenen angeführt, des ausgezeichneten Historikers der Kriegswissenschaften und vorzüglichen Mostke-Biographen Max Jähns, der in einer Besprechung in der „Gegenwart“ von 1877 den kriegsgeschichtlichen Wert seiner Werke sehr hoch anschlägt. „Fontane hat ein Auge für das Charakteristische einer Gegend wie Wenige, und diese glückliche Begabung, die seine berühmten „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ zur Meisterschaft heranbildeten, kommt ihm zustatten, ebensowohl für den künstlerischen Untergrund der Einzelschilderungen, wie für Kennzeichnung des Schauplatzes militärischer Ereignisse. Seine strategischen Überblicke sind durchsichtig und klar, seine Gefechtsbilder einleuchtend und kräftig. . . Der Bericht ist so deutlich und bei aller

sachgemäßen Vollständigkeit so knapp gehalten, daß auch die rein militärischen Abschnitte durchaus klar werden und eindringlich wirken. Das ist eine bedeutende und erfreuliche Leistung, und zwar eine solche, die nicht lediglich der sorgfältigen Arbeit, sondern gutenteils einer persönlichen Begabung, nämlich der poetischen und zugleich deutschen Natur Fontanes entspringt.“ Zwar sind nicht alle Teile seines Werkes von gleichem Wert; dazu steht er den Ereignissen noch zu nah und die Quellen fließen noch nicht so rein und vollständig, um über alles den freien Überblick zu gewinnen. Aber „wesentlich sind diese unvermeidlichen Mängel nicht; wesentlich ist dagegen der Geist, aus dem heraus die Bücher geschrieben sind: der Geist der Vaterlandsliebe und der Gerechtigkeit, der Wahrhaftigkeit und der Billigkeit; wesentlich sind das aufrichtige Studium, die einsichtsvolle Anordnung und die edle Kunstgestalt des Ganzen. Die Vereinigung dieser sittlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Vorzüge erhebt Fontanes umfassende Werke zu Volksbüchern im besten und würdigsten Sinne des Wortes, und sie sind es, die ihnen Dauer sichern werden.“

Erfährt hier der Militärschriftsteller in Fontane volle Gerechtigkeit, so wird doch zugleich seine enge Personalunion mit dem Dichter und Künstler betont. So will es auch Fontane selbst, der freilich im Strategischen „durchaus seinen Mann zu stehen glaubt“, aber „das Militärische ist ja unter allen Umständen nur eine Seite des Buches. Das Wichtigste daran ist der Aufbau, der Grundriß, die Klarheit der Anlage. Es muß einer schon eine gute Künstlerader im Leibe haben, um dies Eigentümliche sofort zu erkennen und sich daran zu freuen. Dieser heiße lyrische Atem, der durch die Kriegsbücher weht, diese wohl abgewogene Schönheit der Komposition sind es, die noch heute den unverwundlichen Zauber der Darstellung ausmachen. Die Kriege haben ja auch in Fontane nach langem Schweigen den Dichter wieder geweckt und schönste Blüten seiner Dichtung vom „Tag von Düppel“ über die drei Siegeseingangslieder bis zu den Gedichten auf „Kaiser Blanchebarr“, Kaiser Friedrich und Bismarck entstehen lassen. Die Gedichte, bescheiden ohne Nennung des Verfassers an den passenden Stellen eingefügt, ordnen sich durchaus harmonisch in Ton und Stimmung dem Ganzen ein, ebenso wie die eingestreuten Lebensbilder — ein Meisterstück die Biographie Vogel von Falkensteins — die historischen Spaziergänge auf Seitenpfaden der Vergangenheit, die prächtigen Landschaftsbilder und die idyllischen Szenen, wie Weihnachten vor Paris. Zumeist ist der Stil der „Wanderungen“, dieser echt fontanische geschichtliche Plauderton, mit all seinem Reichtum an Gedanken und Einfällen, „wo ein Schlag tausend Verbindungen schlägt“, und seiner Fülle von Lichtern festgehalten. Bisweilen aber, wie im zweiten Band von 1870, der den „Krieg gegen die Republik“ enthält, wird auch die Darstellung großzügig, gedrängt und monumental, und wir bewundern den feinen Takt des großen Schriftstellers, der die ungeheuersten und weltgeschichtlich wichtigsten Ereignisse im Tone des einfachsten Berichtes mit verhaltener Leidenschaft darstellt.

## Das Florenz der Provence.

Ein Gang durch Avignon.

Von Privatdozent Dr. Hans Jansen.

(Nachdruck verboten.)

Wie jener stillen kleinen Erzählungen, die Jens Peter Jacobsen geschrieben hat, nimmt ihren Anfang in Avignon und malt ein Bild von idyllisch südlicher Stille. Aber Avignon hat auch gewaltige Akzente, die die verschlafene Monotonie durchbrechen: Felsen, die von den Ufern der Rhone aufsteigen und von mittelalterlichen

Türmen gekrönt werden, eine altersgraue Brücke, deren mächtige Bogen jäh im Strome abbrechen, Mauern, die zu einer Zeit gebaut wurden, als noch die Stärke der Steinmassen für die Sicherheit einer Festung entschied, und Paläste, deren Fassaden mit dem schwersten Ornament der Barockzeit beladen sind. Aus allem erhebt sich

ein ungeheurer Komplex von Gebäuden, der die ganze Stadt beherrscht: Der Palast der Päpste.

Es ist der Bau, der den Ruhm der Stadt trägt, der unmittelbar daran erinnert, daß fast während eines Jahrhunderts die Päpste nicht in Rom, sondern hier in Avignon residiert haben. Auch als Ruine gibt dieser Palast, der mehr den Namen einer Festung verdient, noch einen bedeutenden Eindruck. Der Bau entstammt dem 14. Jahrhundert und ist im Wesentlichen unter Benedikt XII. und Clemens VI. errichtet. Die Bauzeit füllt die dreißig Jahre zwischen 1335 und 1365. Die reiche Wirkung der Außenansicht wird bedingt durch den wenig einheitlichen Plan, und zudem türmen sich die Palastmassen an einem aufsteigenden Gelände auf. Ein freier Platz, dessen Dimensionen den prunkvollsten fürstlichen Aufzügen volle Entfaltungsmöglichkeit sicherte, ist dem Gebäude vorgelagert. Aus engen Gassen entwickelten sich hier die Trupps der Hellebardiere, die Kavalkaden und die sechsspännigen Staatskarossen, umfaßten in weitem Bogen den Raum und zogen mit Getöse durch das Hauptportal in den Ehrenhof. Noch heute, wenn man aus der Stadt heraufkommt, leuchten die Wände des mehrstöckigen Hochbaues im eisigen Mistral bei klarblauem Himmel. Lotrechte Gliederungen von kolossal aufragenden Mauerblenden, zwischen denen die Fenster sitzen, geben dem Auge den einzigen Anhalt, die Massen zu bewältigen, und als oberen Abschluß gewährt man einen Zinnenkranz, der den festungsartigen Charakter dieser Papstburg noch erhöht.

Das Innere stellt ein wahres Labyrinth von Sälen, Gängen und Zimmern dar, aus dem man ohne Führer sich kaum herauszufinden getraut. Der päpstliche Audienzsaal allein gleicht einer Kirche. Er ist zweischiffig geteilt und mit weitgespannten Kreuzgewölben geschlossen, muß aber doch eine durchaus weltliche Raumstimmung gehabt haben, die noch heute trotz der kahlen, ehemals farbig geschmückten Wände durchflingt. Auf kleinen und großen Treppen, über schmale Korridore und vorbei an verschlossenen Portalen wandern wir. Noch ein paar kleine Treppen, winklige Gänge und eine enge Tür: dann stehen wir im alten „Garderobenturm“ und sehen ein Gemach von einzigartiger Erhaltung des gesamten Fresken Schmucks. Die ganzen Wände sind hier gobelinartig bedeckt mit dekorativen Malereien, deren Motive dem Jagdleben im Walde entnommen sind. Leuchtende Früchte und bunte Vögel in dichten Baumkronen, Sträucher und Gräser decken in warmen Farben die Fläche. Dazwischen tauchen helle Gestalten von Jägern, Reitern, Hunden auf. Eberjagd, Falkenjagd, Fischfang wechseln mit einfachen arabischen Szenen. Die freie rhythmische Verteilung der Figuren auf teppichartigem Grunde, das lebenswürdig Unmutige in der Auffassung der einzelnen Szenen: alles das erinnert an die entwickelte Kunst der französischen Buchmalerei und ihre Vorliebe für Schilderung ritterlich höfischen Lebens. Und die Gesinnung, die aus diesen Malereien spricht, scheint das ganze gewaltige Gebäude zu beherrschen. Von feierlich hierarchischer Strenge bleibt wenig zu merken, und alle Räume scheinen auf den Verkehr mit der Welt bedacht. Auch die kleinen, noch verhältnismäßig gut erhaltenen Kapellen, die den Heiligen Johannes und Martial geweiht sind, ändern nichts an diesem Eindruck. Sie sind von italienischen Meistern ausgemalt und zeigen wieder, welch verschiedene Ströme dieser Kulturkreis in sich aufnahm. Im Ganzen ist dieser zu Avignon im 14. Jahrhundert lebendige Kulturkreis nicht italienisch, sondern französisch orientiert. Französisch durch und durch war die Lebenshaltung der Päpste. Französische Maler und Architekten wurden dort beschäftigt und für die Bibliothek arbeiteten französische Schreiber, Buchbinder und Miniaturisten. Welches Leben sich hier zusammengedrängte, zeigt schließlich auch der große Komplex von Wirtschaftsräumen, die für die päpstliche Hofhaltung bestimmt waren. Nach langem Hin und Her führt erst das Getriebe im Ehrenhof aus den geschichtlichen Erinnerungen in die Gegenwart zurück.

Avignon ist Fremdenstadt. Im Ehrenhof drängen sich Pilgerzüge, lauter biedere Bayern und Schwaben, die in die Papstburg eindringen wollen. Viele kaufen sich Ansichtskarten und verständigen sich ausgezeichnet auf gut bayerisch mit den Provençalern. Aber es dauert nicht lange, so hat der riesige Audienzsaal die ganze Herde verschluckt. Dann kommen Engländer und Engländerinnen, die im Auto auf der Durchfahrt zur Riviera halten und andere, die mit Shagpipe und Kodak wandeln. Und es folgen deutsche Lehrerinnen mit wissensdurstigen Kneisern. Man merkt, Avignon ist das Florenz der Provence geworden, wenn auch der Baedeker bei weitem nicht so umfangreich ausfällt.

Zentrum und Umfassung von Avignon schufen die Päpste, denn sie haben nicht nur die Residenz ausgebaut, sondern auch für die Befestigung der ganzen Stadt gesorgt. Noch heute geben die vielfach erneuerten Mauern mit ihren Toren und zinnenbewehrten Türmen ein gutes Beispiel für die Befestigungskunst des 14. Jahrhunderts, wenn die Anlagen von Avignon auch keineswegs die Bedeutung besitzen wie die von Aigues-mortes oder zu Motiven abenteuerlicher Größe sich steigern, wie in der Burgstadt von Carcassonne. Neben dem Papstpalast, an höchster Stelle des ansteigenden Platzes, erhebt sich hinter breit vorgelagerten Treppenläufen und Rampenmauern die Kathedrale, ein ehrwürdiger Bau von massiver Fügung und stereometrisch gebundenen Formen. Die provençalische Architektur des romanischen Stils hat nicht viel Schönheiten zu vergeben, und der Hinweis auf die feinen, von einem Hauch der Antike berührten Schmuckformen genügt nicht, um für den Mangel an Raumkunst zu entschädigen. Das Düstere, Gequälte und Ungeformte des Raumes in der Kathedrale zu Avignon kommt noch auf Rechnung des ursprünglichen Planes, einer spezifisch provençalischen Bildung. Denkbar einfach im Grundriß und Aufbau! Ein winziges Schiff mit spitzbogigem, dunklen Tonnengewölbe, das durch Quergurte gegliedert wird. Diese massive Finsternis hat selbst das Barock kaum zu lockern und durchaus nicht zu überwältigen vermocht, obwohl durchlaufende Arkaturen mit reichen Marmorbalustraden dem alten Bau als ein neues, schweres Kleid übergeworfen sind. Die Wände durchbrach man im Laufe der Zeiten und legte eine Reihe von Kapellen an, die nun mit Grabmalern der verschiedensten Stilformen gefüllt sind. Benedikt XII. und Johann XXII. sind hier beigesetzt. Zu den schönsten Bauteilen der Kathedrale gehört die Vorkapelle, die dem 12. Jahrhundert entstammt, mit reichen antikisierenden Schmuckformen. Als malerischen Schmuck besaß sie einst ein Fresko des Simone Martini. Von der Vorkapelle aus weitet sich der Blick über Stadt und Tal bis jenseits zu den Höhen Villeneuve-les-Avignon und führt uns weiter hinaus an den Fluß.

Avignon besaß eine uralte Verbindung mit dem gegenüberliegenden Ufer der Rhone an der Brücke, die die hl. Benezet bauen ließ und die berühmt geworden ist durch ein kleines Kinderverschen, wie man es schon in Paris singen hören kann:

Sour le pont d'Avignon tout le monde y danse.

Ich habe auf dieser Brücke niemanden tanzen sehen. Auch sieht sie gar nicht lustig aus. Sie liegt ohnmächtig da und versucht vergebens mit drei gewaltigen Sähen das jenseitige Ufer zu erreichen. Einer der erhaltenen Brückens Pfeiler trägt eine kleine zweigeschossige Kapelle, an der verschiedene Seiten gebaut haben. Auf der andern Seite der Rhoneinsel, am rechten Ufer des Flusses, steht noch ein cyclopischer, nach Philipp dem Schönen benannter Brückenturm, der den ursprünglichen Endpunkt des alten pont d'Avignon bezeichnet. An diesem Bollwerk muß man auch heute noch auf holperiger Straße vorbei, um das kleine Nest zu erreichen, das ehemals den Kardinälen und Prälaten als Wohnort diente: Villeneuve-les-Avignon. Auch hier hat einst lebendiges Getriebe geherrscht. Tote Paläste mit noch ausdrucksvollen Fassaden

weisen in die Vergangenheit. Eine schöne Landschaft von strengen Linien liegt vor ihnen ausgebreitet und gipfelt in den schweren Festungsmassen des Andreasforts. Das Städtchen selbst sieht verschlafen aus und trägt fast dörfliches Gepräge. Nur der Küster wacht und zeigt den Fremden eine berühmte, hinter eisernen Türen verwahrte Elfenbeinmadonna, die in der Tat sehr hübsch ist mit ihrer für das 14. Jahrhundert charakteristischen Gewandbehandlung.

Von Villeneuve-les-Avignon muß man den ziemlich langen Weg über die weiter flussabwärts liegende Hängebrücke zurückgehen, betritt die Stadt durch die porte de l'Oulle und wird gleich auf einer reizenden alten Platzanlage festgehalten. Im allgemeinen läßt Avignon noch deutlich die großen Achsen erkennen, die die Peripherie der Stadt mit dem Zentrum verbanden. Denn auch das moderne Zentrum mit dem Rathause hat sich dicht neben dem Palast der Päpste entwickelt, und zum Rathausplatz führen noch heute von den alten Toren her die durchlaufenden Straßenzüge. Schon bei einem flüchtigen Rundgang macht sich bemerkbar, daß Avignon auch nach dem Weggang der Päpste ein starkes künstlerisches Leben befehen hat. Es fehlt nicht an bemerkenswerten Kirchenportalen und Palästen aus der Zeit des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, und in den Kirchen findet sich manches Werk, das seinen Platz mit Ehren ausfüllt. Vor allem fällt die Peterskirche auf mit einer Fassade in jenem eigentümlichen Mischstil der Renaissancegotik, die mit ihren spielerischen Motiven einen ganzen Platz zu einem Schmuckkasten umzuwandeln vermag. Nimmt man nach alledem noch hinzu, was das Museum Calvet an Schätzen birgt,

so läßt sich schon von einem Klein-Florenz reden. Die Barockarchitektur zieht mit schwerem Geschütz auf und hat an ausgezeichneter Stelle ein so seltsames Gebilde hervorgebracht, wie die Fassade des ehemaligen Münzpalastes gegenüber der Burg der Päpste. Ein kurioses Ding. Drei Stockwerke liegen übereinander geschichtet wie in einem toskanischen Renaissancepalast, aber die zwei oberen Stockwerke sind ohne Fenster gelassen. Dafür werden die Flächen gefüllt durch Klobige, in Löwenmäulern aufgehängte Guirlanden und durch ein riesiges Wappen. Ein feinerer und eleganterer baukünstlerischer Sinn spricht aus der Fassade des Hotel Crillon, dessen zweites Stockwerk als Abschluß über den Fenstern eine Reihe von Porträtmedaillons aufweist.

Noch ein Denkmal gibt es, dessen Schicksal die Anteilnahme aller Kunstfreunde verdient. Abseits an der Vorstadt und auf freiem Felde liegen die Ruinen der Abteikirche St. Ruf. Kein Fremder kommt dorthin, denn die Kirche hat wohl die schlimmste Entwürdigung erfahren, die je einem christlichen Gotteshause zu teil ward: sie ist die Abfuhranstalt von Avignon geworden. Noch sieht man zwischen dem Gestänge stintiger Kesselanlagen das wundervolle Architekturwerk und die reinen Gesimse des 12. Jahrhunderts. Im Chorraum selbst, der mit den Umbauchören und dem Querhaus völlig erhalten ist, hat man eine fürchterliche Hegenküche eingerichtet, und zwischen vergifteten Dämpfen schimmern Säulen und Kapitälchen von sorgfältigster Arbeit. Es ist unbegreiflich, wie eine solche Roheit an diesem Bauwerk zugelassen werden konnte.

## Der Kreisarzt Sedor Schelwakoff

Skizze von Maximilian Maulbecker.

(Nachdruck verboten.)

**S**aschka! Wie das lezte Aufschützen eines Ersticken den drang das Rufen des Kreisarztes Sedor Schelwakoff, Wohlgeboren, aus den schweren, reichgefüllten Bettkissen.

„Saschka! — Sa — aaschka! Du Vie — h!“

Hochgeröteten Antlitzes richtete sich der Kreisarzt umständlich im Bette auf, ergriff den ersten besten Gegenstand, der ihm in die Hände fiel, und schleuderte ihn mit einem kräftigen Fluch gegen die Tür. Gleich darauf wurde diese behutsam geöffnet und Saschka, der Diener, schob vorsichtig seine derbe Gestalt herein. Mit über der Brust gekreuzten Armen blieb er in unterwürfiger Stellung an der Tür stehen.

Der Kreisarzt ließ ihn ungnädig an:

„Bist Du endlich da, Du Faultier! Habe ich Dir nicht befohlen, mich heute bereits um zehn Uhr zu wecken, und jetzt ist es elf!“

Saschka drehte und wand sich wie ein Mal.

„Halten zu Gnaden, Ew. Wohlgeboren,“ entschuldigte er sich, „halten zu Gnaden. Hier vor der Tür zu Ew. Wohlgeboren Schlafzimmer habe ich die ganze Nacht hindurch auf der Schwelle gelegen, um die zehnte Morgenstunde heranzuwachen. Kurz vor zehn nun kam ein Bauer — aus Schemsinow, sagt er, sei er; und sein Dorf gehöre zu unserm Kreise — er müsse Ew. Wohlgeboren dringend sprechen, sagte er. Da aber noch fünf Minuten auf zehn fehlten, schob ich aus Besorgnis für Ew. Wohlgeboren ungestörten Schlaf den Bauer wieder zur Tür hinaus. Was tut der Bauer? Er fleht zu Gott und allen Heiligen und bittet, ihn doch einzulassen; dann wird er grob, fängt an zu schimpfen und versucht es am Ende gar mit Bestechung. Da er jedoch nicht mehr wie einen Silberrubel geben wollte, so dachte ich mir: der Schlaf Deines Wohlthäters muß Dir mehr wert sein als ein Silberrubel, und ich warf den Bauer die Treppe hinunter.“

„Und wo ist der Bauer jetzt?“

„Im Wartezimmer, Ew. Wohlgeboren.“

„Wie das?“ gähnt der Kreisarzt und schaut Saschka fragend an.

„Nun — so . . . Belieben Ew. Wohlgeboren den Bauer doch selbst zu sehen und zu fragen.“ Saschka lächelte dumm-pfiffig und sagte dann mit großer Entschiedenheit: „Ich kann es bezeugen.“

„Was kannst Du bezeugen?“ frug der Kreisarzt mit strenger Amtsmiene.

„Daß der Bauer an der Fallsucht leidet.“

„Hm! . . . Hm!“ machte Sedor Schelwakoff, „so — so!“ für eines Augenblickes Dauer sah er Saschka prüfend von unten herauf an, hob plötzlich den Kopf und sagte: „Teufelskerl, der Du bist, recht magst Du haben. Nun aber — Pascholl marsch und bringe den Samowar.“

Nachdem der Diener das Gewünschte gebracht und der Arzt sich hinreichend gestärkt hatte, betrat er sein Ordinationszimmer. Gleich darauf führte Saschka den Bauer herein.

„Nun, mein Freund, wo fehlt's?“ redete Sedor Schelwakoff den Bauer an.

„Väterchen Wohlthäter,“ schluchzte der Bauer, der bei der roten Jamka, wo alle Bauern aus seinem Dorfe einzufahren pflegen, ordentlich einen hinter die Binde gegossen hatte, und nun um so besser den Rührseligen spielen konnte, „haben Sie Mitleid — der Krieg, der schreckliche Krieg — o diese Deutschen . . .“

„Ja — ja!“ sagte Sedor Schelwakoff, der längst den Braten gerochen, mit bekümmelter Miene, „Gottes Zorn soll sie zerschmettern, diese Deutschen; sie treiben's gar zu arg!“

„Ihr habt's gesagt, Väterchen. Wie hat doch Gott Euer Hochgeboren Verstand erleuchtet. Aber was soll ich nun tun? Erst vorige Woche ist meine Frau mit

Zwillingen niedergekommen — und was für stramme Zwillinge! — und nun soll ich gar ausgehoben werden! Gott schütze unser heiliges Rußland! Es ist wahr, aber wie soll ich Kriegsdienst tun, der ich doch an der bösen fallenden Krankheit leide, wie Gott und Ew. Hochgeboren Diener, der Saschka, bezeugen kann.“

„So — kann er das?“

„Er kann, Väterchen, gewiß er kann es,“ beteuerte der Bauer.

„Das, Brüderchen,“ sagte der Kreisarzt und legte die Stirne in wichtige Falten, „das reicht vor dem Ge-  
setze nicht aus, erst müßte ich Dich doch gründlich unter-  
suchen —“

„Tut das! Väterchen, ja, tut das, nur rettet einen Familienvater, ich will ganz gewiß eine Weihkerze für Ew. Wohlgeboren anzünden.“

„Wie sehr krank mußt Du doch sein, Brüderchen, daß Dir nichts Besseres einfällt —. Eine Weihkerze, was soll ich damit?“

„Vielleicht,“ fragte der Bauer lauernd, „vielleicht ist Ew. Wohlgeboren mit vier blauen Scheinchen gedient?“

„Wa—as? Hundert Rubel wagst Du mir anzu-  
bieten, dafür, daß ich Dich vor dem sicheren Tode erretten  
soll?“ Der Kreisarzt machte eine heftige Bewegung gegen  
den Bauer. Bestürzt wich dieser einen Schritt zurück.

„Halten zu Gnaden,“ stammelte er, „ich wollte  
natürlich zweihundert sagen.“

„Zähle sogleich fünfhundert Rubel dort auf den  
Tisch,“ sagte der Kreisarzt in befehlendem Tone, „ich  
werde inzwischen das Zeugnis ausstellen. Aber hüte  
Dich, mich betrügen zu wollen.“ Ohne eine Entgegnung  
abzuwarten, ließ sich Fedor Schelwakoff am Schreibtisch  
nieder, um den Schein auszufertigen. Nachdem er die  
Tinte gelöscht, erhob er sich, trat an den runden Tisch  
und begann das Geld sorgsamst nachzuzählen.

„Was!“ schrie er erbozt, „betrügen will die Kanaille!  
Sind das fünfhundert Rubel, Du Galgenstrick? Weißt  
Du nicht, daß ich Dich auf Grund meiner gewissenhaften  
ärztlichen Untersuchung, als dessen Ergebnis dieses vor-  
schriftsmäßig abgestempelte und unterzeichnete Attest an-  
zusehen ist, ins Irrenhaus kann einsperren lassen — he?“

„Gnade, Gnade, Väterchen Wohltäter!“ heulte der  
bestürzte Bauer und stürzte mit flehend erhobenen Händen  
dem Kreisarzt zu Füßen. „Meine Augen sind etwas

schwach und meine Hände träge — hier sind die letzten  
zweihundert Rubel — nehmt sie schon — und Christus  
mit Ihnen!“

„So ist's recht!“ lobte der Kreisarzt, rasch das Geld  
an sich nehmend, „und hier ist Dein Zeugnis. Nun  
aber schen' Dich hinweg, mein guter Freund, denn Du  
riechst wirklich recht übel nach Kohlsuppe, Fusel und  
Kuhmist. Gott befohlen!“

\* \* \*

Nachdem der Bauer gegangen, ließ sich Fedor Schel-  
wakoff ein sogenanntes „adliges“ Frühstück bringen.  
„Damit ich's nicht vergesse, Saschka, Du kannst die An-  
fälle des Bauern doch bezeugen, nicht so?“

Saschka stellte das Tablett auf ein Seitentischchen  
und schaute seinen Herrn verdutzt an:

„Wie meinen Euer Wohlgeboren? Was sollte ich  
bezeugen können?“

Fedor Schelwakoff warf seinem Diener einen zornigen  
Blick zu:

„Was Du bezeugen sollst, Du Tier? Was sonst als  
die Fallsucht des Bauern?“

„Nicht daß ich wüßte, Euer Wohlgeboren“, wehrte  
Saschka ab, „mir ist wirklich nichts bewußt.“

„Nichts bewußt, nichts bewußt!“ brüllte der Kreis-  
arzt, rot bis unter die Haarwurzel. „So, Dir ist nichts  
bewußt? Dann ist Dir auch nicht bewußt, daß Dir  
diese meine Hand — alle Armen und Kranken dieses  
Kreises segnen diese Hand — die Zähne einschlagen soll!“

Der Kreisarzt knirschte vor Wut, sein Gesicht war  
freideweiß; kaum daß er atmete. Saschka, der seinen  
Herrn nur zu gut kannte als einen Menschen, der mit  
Vorliebe nach empfindlichen Körperstellen schlägt, bog  
mit dem Kopfe aus, ließ es aber im übrigen geschehen,  
daß sein Herr ihm gegen Brust und Arme stieß.

„So ein Erpresser!“ schrie er in einem fort. „So ein  
Erpresser! Von seinem eignen Herrn will der erpressen!“

Endlich ließ er von ihm ab, setzte sich nochmals an  
seinen Schreibtisch und ordnete die Internierung seines  
gemeinfährlichen geisteskranken Dieners Alexej Saschka  
in die Kreis-Irrenanstalt an.

So kam durch die Rührigkeit des Kreisarztes Fedor  
Schelwakoff, Wohlgeboren, Väterchen Jar gleich um —  
zwei Rekruten.

## Der Tag verglimmt.

Der Tag verglimmt, wir Beide, ich und du,  
Seh'n seinem Scheiden voller Andacht zu.  
Wir schweigen  
Und lauschen seinem letzten, leisen Liede;  
Und auf uns Beide will sein heil'ger Friede  
Sich neigen.

Ich hab' dich lieb, und eh' der Tag entflieht,  
Muß ich noch, was durch meine Seele zieht,  
Dich fragen:  
Mir ist, als müßt ich ewig davon schweigen,  
Wenn ich dich nicht gefragt vor'm Sonnenneigen:  
„Hast du mich lieb?“

Johanna Weiskirch.

## Der Herr der Scholle

Ein Bild aus dem Burenleben von Walter Reise.

(Nachdruck verboten.)

Die altertümliche Uhr schlug sechs. Straaten fuhr  
zusammen. In einer halben Stunde wollte der  
Einkäufer wiederkommen. Er sollte nur kom-  
men, der Narr. Mit dem Preise, den ihm Straaten vor  
vierzehn Tagen genannt hatte, würde er bei seinen Auf-  
traggebern kein Glück haben. Die de Beers-Compagny  
bestand doch aus Leuten, die ihr Geld nicht zum Fenster  
hinauswarfen. Straaten freute sich schon auf das Gesicht,  
wenn dieser Direktor Doolittle anfangen würde, zu han-  
deln. Haha, keinen Penny wollte er heruntergehen! Ob

der Diamant fünfhundert oder fünftausend Pfund wert  
war, das war ihm gleichgültig. Nur verkaufen wollte  
er ihn nicht! Und das sollte dieser Spürhund, der Doolittle,  
nachher schon erfahren.

Mit schweren Schritten, die in dem leeren Haus  
widerhallten, durchmaß Straaten die Stube. Knechte  
und Mägde waren zum Gottesdienst bei dem neuen  
Prediger. Straaten fiel es plötzlich ein, daß er ganz  
allein zu Hause war. Ja, ja, der neue Prediger. Er  
hatte ihn neulich nur flüchtig gesehen. Aber die Mägde

redeten so viel von ihm. Er sollte eine so eigene Art haben, zu predigen. So voll Güte und so verständlich für die Burenherzen. Der Hendrik hatte davon erzählt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ Darüber hatte er am letzten Sonntag gesprochen, und er sollte erklärt haben: „Das soll heißen, bemüht euch, mit euch selber klar und zufrieden zu werden, dann wird es euch an nichts fehlen.“

„Mit sich selber klar sein, das ist es,“ durchfuhr es Straaten. „Und weil ich es bin, so soll der Diamant nicht aus meiner Hand.“ Er öffnete ein Schubfach und langte den Stein heraus, der unscheinbar aussah und nur den Kenner reizen konnte. „Wenn ihn der Schleifer erst in der Hand hat, dann wird er glitzern und sprühen,“ fuhr Straaten in seinem Gedankengang fort. „Und sie werden nach ihm schauen und sie werden suchen, ihn zu erwerben, vielleicht mit Macht oder auch mit List. Und wenn einer sagen wird, der Stein ist nicht feil, so wird man antworten: Du bist ein Narr, käuflich ist alles, und wenn du das nicht glaubst, so sollst du es sehen.“

„Aber der Stein ist nicht feil!“ schrie Straaten plötzlich mit einer Stimme, die schaurig durch das schwere Haus schallte, so daß er selbst erschrocken sich umsah.

„Woher weiß denn dieser Doolittle, daß ich den Stein habe?“ fragte er sich dann.

„Weil sie meinen Jungen ermordet haben,“ gab er sich wieder selbst die Antwort. „Jawohl, sie hatten geglaubt, der Christian trüge ihn bei sich. Und da haben sie ihm aufgelauert und ihn ermordet. Und dann kam es in die Zeitungen. Und der Doolittle hatte es gelesen. Ja, so war es. Blut klebt an dem Stein. Und es soll ihn niemand haben.“

Der Alte starrte nachdenklich vor sich hin, als wenn er Ort und Zeit durchdringen wollte. Seine Augen hatten einen eigentümlichen Glanz angenommen.

„Wenn ihn der Doolittle kauft,“ setzte er sein Selbstgespräch fort, „so steht in einigen Tagen in den Zeitungen: „Riesige Diamantfelder in der Nähe von Straatens Farm bei Paardeboosch entdeckt. Günstige Gelegenheit für Prospektoren.“ Und was wird dann geschehen? Zu Hunderten, nein zu Tausenden werden sie hierherkommen. Und sie werden sagen: „Lieber Straaten, du verkaufst uns wohl ein bißchen Land, wir wollen graben.“ Und wenn ich dann „Nein“ sage, so werden sie mich mit Gewalt vertreiben. Sie werden mein Haus abbrennen und meinen Garten zerstören, damit sie graben können.“

„Nein“, sagte er dann plötzlich laut und fest, „sie werden das nicht tun!“ Und über sein Gesicht legte es sich wie Verklärung.

Er schritt durch das Haus. Draußen zwitscherte ein Vogel. Straaten lächelte wie ein Glücklicher. Er ging in den Stall. Voll Freude glitt sein Blick über die schönen Rinder.

„Nicht wahr, Lizzy“, sagte er und klopfte einer prächtigen Kuh auf den kräftigen Rücken, „wir bleiben zusammen. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn der alte Straaten, der nun bald an sechzig ist, nicht hier auf seinem Grund und Boden stürbe.“

„Auf seinem Grund und Boden . . .“ wiederholte er dann noch einmal. „Habe ich nicht das Land gebaut und das Vieh gepflegt und selber geschuftet wie ein Tier? Ja, arbeiten muß man um sein bißchen Gut, hart arbeiten. Aber Freude macht es doch, wenn alles so heranwächst. Und wenn die Scheuer sich mit Korn füllt und die jungen Kälber herumspringen, dann sagt man sich doch: „Du bist ein echter Kerl!“ Aber er soll nur kommen, dieser Doolittle. Ich werde ihm sagen: „Mister Doolittle. Der Diamant bringt Unglück. Mein Junge hat ihn gefunden, und seine Knochen bleichen im Feld. Gott schenkt uns nichts, wir müssen uns alles erkämpfen. Sonst taugt es nichts. Und weil ich nicht

will, daß man mühelos andere um die Früchte ihrer Arbeit bringt, und dabei aber selber auch keinen Segen hat, so bekomme Ihr den Stein nicht. Es tut mir sehr leid, Mister Doolittle. Aber ich halte meine Ansicht für die richtige.“

Straatens Gesicht hatte einen friedlichen Ausdruck angenommen. Er pfiff vor sich hin. Dann hatte er einen Entschluß gefaßt. Aus dem Stall trat er in die Schmiede. Da holte er einen Hammer aus der Ecke und wog ihn ein paarmal in der Hand. Dann legte er den Diamanten auf den Amboss, wobei er nicht bemerkte, daß ein Reiter vor dem Hause abgestiegen und in die Stube getreten war.

Da der Ankömmling in der Stube niemand fand, ging er durch das ganze Haus. Richtig! da in der Schmiede stand der Gesuchte. Aber was hatte der denn am Sonntag hier zu schaffen? Und wie sonderbar er ausschaute! Die Abendsonne schickte ihre roten Strahlen durch die Fenster und übergoss den Alten, der mit seinem wallenden weißen Haar und Bart und dem Hammer in der Hand auf den Beschauer den Eindruck jener Riesen machte, wie sie in grauer Vorzeit an Riesenseuern starke Schwerter schmiedeten. Unheimlich schien ihm das Tun des Alten.

„Guten Abend, Straaten“, rief er ihn laut an.

Der antwortete nicht. Ahnte der Fremde das Vorhaben des Alten oder überkam ihn eine plötzliche Eingebung, als er ausrief: „Straaten, ich bins, Doolittle; die de Beers-Compagny hat mir Vollmacht gegeben. Ich darf Euch sogar verraten, daß wir noch 5000 zulegen wollen, wenn es sein muß.“

Der Alte zuckte zusammen. Doolittle war da. Und seine List hatte nicht geholfen. Man zahlte den Preis, den er verlangt hatte, ja, man wollte noch mehr hergeben! Ihn schwindelte. Die Summe war sehr hoch, das begriff er. Da drangen leise durch die klare Luft die Schläge der Kirchenuhr an sein Ohr. Vor seinem Gesichte tauchte das Bild des jungen Predigers auf, der in seiner ruhigen Art die Worte sprach: „Seid mit euch selber zufrieden.“ Und die Muskeln an Straatens Armen strafften sich plötzlich, und der Hammer sauste auf den Amboss mit einem Dröhnen, daß Doolittle zusammenfuhr.

„Heda!“ rief er ärgerlich. „Ihr habt eine sonderbare Art, Gäste zu begrüßen. Was in aller Welt habt Ihr denn da zerschlagen?“

„Den Diamanten“, antwortete Straaten und warf den schweren Hammer in die Ecke.

Doolittle starrte mit Erstaunen, dem sich Furcht beigemischte, auf Straaten. Er konnte die Worte nicht begreifen. Die Sprache versagte ihm. Dann fragte er stammelnd: „Ihr habt — den Diamanten — zerschlagen?“

„Ja!“ antwortete Straaten ruhig.

„Warum?“

„Weil es mir so gefiel —“

In demselben Augenblick trat der von der Kirche kommende Grobknecht, dem andere Knechte folgten, in die Thür und rief: „Der Prediger läßt Euch grüßen, Baas.“

„Danke dir, mein Junge,“ antwortete Straaten, „wenn du ihn wieder siehst, so sage ihm, daß ich ihm gern das Geld geben will, das er braucht, um sein Pfarrhaus auszubessern. Und ihr könnt euch das Faß Kapwein teilen und die Mädels mögen sich von den Maisbuden welche nehmen. Heute ist nämlich ein Freudentag, Mister Doolittle, müßt Ihr wissen. Und wenn Ihr mein Gast sein wollt —“

Doolittle konnte vor Wut kaum sprechen. Dann sagte er, seinen Zorn niederkämpfend: „Vielen Dank, ich will Euer Vergnügen nicht stören!“

„Dann lebt wohl“, sagte der Bur und streckte ihm die Hand hin.

„Einem Narren gebe ich nicht die Hand“, wehrte Doolittle ab.

„Aber ich!“ spottete der Bur und drückte die widerstrebende Hand des Einkäufers, der sich mit einem Fluch auf sein Pferd schwang und davonjagte.